

Nachdruck verboten.

181

Der Ankenteich.

Roman von Gertrud Franke-Schiebelbein.

Richard war ärgerlich und erregt aufgesprungen und lief mit großen, dröhnenden Schritten umher.

„Herrgott ja!“ brummte er in einer gutmütigen Umwandlung, „passieren kann's einem ja mal! Jugend hat keine Tugend. Gott, manchem steckt das so im Blut! Weiber! — Aber dann hält man's Maul. Man hängt doch nicht seinen Reinsfall an die große Glocke! Man heiratet doch solche Person nicht, wenn man die geringste Achtung hat vor seinem Amt —“

„Eben weil ich die habe, Herr Direktor, darum erfüllte ich meine sittliche, meine Menschenpflicht gegen die Frau, die mir vertraute —“

„Sittliche Pflicht? Gegen eine Frau, die sich wegwarf, hat kein Mann —“

„Das sind Ansichten —“

„Na, dann müssen Sie sich auch gefallen lassen, daß nach der Vorschrift gegen Sie vorgegangen wird. So leid es mir thut, und so schmerzhaft peinlich die Sache ist. Erst kürzlich ist uns von oben her eiserne Strenge eingeschärft worden.“

Er blieb vor seinem mächtigen Schreibtisch stehen und schlug zornig auf ein Zeitschriftenheft.

„Gatten ja immer so große Rosinen!“ lachte er in grimmigem Hohn. „Hier, Ihr Artikel! Zur Freiheit erziehen! Freie, starke Persönlichkeiten! Charakter! Selbstzucht! Haha! Sie sind wahrlich der Mann, solche Reformen zu predigen — Herr!“

Er redete sich immer mehr in Wut, lief durch das große, kahle, hallende Zimmer und bullerte allerlei Anklagen heraus. Aber je wilder er wurde, desto ruhiger und gefasster blickte Richard Volkmar um sich. Jetzt war für ihn der Zeitpunkt gekommen, der angeht's einer großen Gefahr für jeden Menschen einmal eintritt.

Er hatte den Standpunkt außer sich selbst gefunden, die Angst besiegt und sah jetzt seinem Schicksal mit der Kaltblütigkeit zu, mit der wir die Entwicklung eines fremden Geschicks beobachten. Von Menschenfurcht wußte er nichts mehr. Es ist ja doch alles eins, dachte er. Und hatte bloß noch den Wunsch, einmal offenherzig alles von der Leber herunterzureden.

„Vielleicht bin ich doch gerade der rechte Mann dazu,“ sagte er fest, mit beinahe überlegenem Lächeln.

„Sie?“

„Na, ich, Herr Direktor, ich bin von Haus aus kein Schwächling. Wir Volkmars überhaupt — ein derber Schlag, hart gewöhnt, auch gegen uns selber. Aber die Schule — nein, wahrlich, die hat nichts gethan, uns gegen die jungen rebellischen Triebe unsres Blutes zu beschützen. In Angst und Sorge, in ewiger Hast und Ueberlast haben wir unsre beste Kraft verpufft. Dahen und ophen, bis in die halbe Nacht hinein, das Gedächtnis vollstopfen wie einen Rucksack, in dem wie Kraut und Rüben alles durcheinanderliegt, was man im Leben an Wissen braucht — das Notwendigste zu unterst und nie zu finden — das Ueberflüssigste immer und immer obenan —“

„Herr Doktor Volkmar!“

„Und wenn dann endlich die Freiheit kommt, die schrankenloseste Freiheit nach sklavischer Gängelung auf Schritt und Tritt — und mit ihr Versuchungen in tausenderlei Gestalt — und nun — Herrgott! man ist ja jung, so unreif, man dürstet so nach dem Leben —“

„Das ist nicht anders! Das muß jeder —“

„Ich bin nie ein Durchgänger gewesen, Herr Direktor. — Meine Mutter — ich hatt' ja gedacht, daß ich ihr ins Gesicht schllüge, wenn ich eine ihres Geschlechts zum Gegenstand meiner Lust erniedrigte. Und als ich mich vergaß, geschah's in Trost und Verzweiflung, weil mir das Weib, das mir seit Jahren mit jeder Seelenfaser gehörte, nicht mein werden durfte. Warum? Sie wissen's selber, Herr Direktor! Wär's mit rechten Dingen zugegangen, ich säße ja längst warm und behaglich im Amt.“

„Ich habe keinen Einfluß gehabt auf die Besetzung der Stelle, Herr Doktor.“

„Ich will ja auch nur sagen: der Artikel da, Herr Direktor, der ist mit Herzblut geschrieben. Sagen Sie nicht: ich wär' nicht der Mann, in der Sache mitzureden. Ich weiß, was nothut. Und meine Jungens —“ er schluckte eine plötzlich aufsteigende Nührung hinunter, als ihm die gläubigen Gesichter heut morgen einfielen — „Herr Direktor, das junge Volk hat einen feinen Instinkt. Einem schlechten Menschen —“

„Gerade darum!“ bullerte Urban von neuem los. „Sie Rattenfänger!“ In seinem finsternen Gesicht glomm etwas Weiches auf. „Zum Teufel! Daß gerade Sie mir einen solchen Streich —“

„Vertrauen Sie mir, Herr Direktor! Lassen Sie mir Zeit, zu beweisen —“

Und so, voll hinreißender Beredsamkeit, ohne falsche Scham, ohne Rechthaberei und Stolz, freimütig und bescheiden, sprach er für sich und sein armes Glück.

Urban hatte sich in den schwerfälligen Sessel niedergelassen. Unaufhörlich strich er sich den kurzgehaltenen grauen Bart. Es mochte ihm allerlei durch den Kopf gehen. Ein Senfzer stieg aus dem umfangreichen Brustkasten hervor. Als Richard schwieg und sich die Schweißtropfen von der brennenden Stirn wischte, sagte er trocken: „Ich bedaure. Wenn ich auch wollte — meine Pflicht —“

Richard verneigte sich schweigend. Er machte Miene, zur Thür zu gehen.

„Sie wissen, was Ihnen möglicherweise bevorsteht?“ fragte Urban freundlich.

Richard zuckte die Achseln.

„Die Geschichte hat hier zu großes Aufsehen gemacht,“ meinte Urban nachdenklich. „Und wenn Sie auch — da Sie ja immerhin — so gewissermaßen“ — er räusperte sich — „entschuldigbar sind Sie ja in keinem Fall. Aber, na, die unverhältnismäßig lange Wartezeit —“

„Es würde also das Disciplinarverfahren gegen mich eingeleitet?“ unterbrach ihn Richard.

„Möglicherweise — ja.“

„Und dann — Strafversetzung? Nach irgend einem deutschen Sibirien?“ lachte Volkmar, dem die Sache wie ein grotesker Spaß, so unmöglich, so gar nicht im Verhältnis zu seinem Vergehen erschien.

Urban's Miene versinsterte sich. Er stand auf, langsam, steif, schwerfällig, als hätte er Holzgelenke in seinen Gliedern. Wüchtig legte er die breite Hand auf Volkmar's Schulter.

„Lieber Freund,“ meinte er mit drohendem Lächeln, „nehmen Sie's nicht gar zu optimistisch. Es giebt noch andre Maßregeln, um Beamte, die nicht gutgethan haben, zu strafen.“

Darauf ging er mit einem kurzen Kopfnicken hinaus.

Richard Volkmar sah ihm nach. Jetzt war auch ihm die Lust zum Lachen vergangen.

Sein Hut lag am Boden. Er hob ihn auf, fuhr säubernd mit dem Ferkel darüber. Die Röthe der Erregung war aus seinem Gesicht verschwunden. Es sah sahl aus, müde, niedergeschlagen.

„Amtsentsetzung!“ murmelte er. „Mit Frau und Kind — brotlos.“

Er ging langsam zur Thür, die auf den Korridor führte. Dene, dachte er. Wie wird sie gewartet haben!

Da that die Thür sich auf, und Kornelia Urban erschien auf der Schwelle.

Wie versteinert blieb sie stehen. Ihre frische, blühende Gesichtsfarbe wurde blässer, Schein um Schein.

„Ich wollte — meinen Vater —“ murmelte sie abgebrochen. Deutlich suchte sie sich zu fassen, kalt und abweisend auszugehen. Aber es zitterte alles an ihr.

„Eben ist der Herr Direktor fortgegangen — durch's Pedellenzimmer,“ sagte er.

„Ah so,“ murmelte sie wieder. „Dann will ich mir —“

Sie machte ein paar Schritte zur Thür zurück. Dann aber blieb sie wie unschlüssig stehen, blickte kopfschüttelnd, mit leise zudenden Widen zu Boden und hob endlich die blauen Augen voll zu ihm empor.

„Herr Doktor, wie ist das nur möglich?“ fragte sie un-

Das Postpaket.

Von Emil Rosenow.

gläubig, anklagend, traurig wie ein Mensch, dem alle seine Illusionen zerstört sind.

Er blieb stumm vor Erstaunen. Sie, die Tugendstolze? Für die alles, was ins erotische Gebiet gehörte, ein „Nühr mich nicht an“ war? Die sich lieber die Zunge abgebissen hätte, als daß sie „unmoralische“ Dinge auch nur mit einem Worte gestreift?

Sie schien einen Augenblick auf seine Antwort zu warten. Als aber keine kam, — er wußte wirklich nicht, was er ihr hätte sagen sollen — legte sie die Hand auf die Klinke.

„Mein Gott,“ murmelte sie, „ich sah es nicht! Wie können Sie nur leben mit dem Bewußtsein dieser Sünde?“

Er mußte lächeln. Die Situation war doch gar zu verrückt. Eine junge Dame als Bußpredigerin, um sein Seelenheil besorgt!

Da hob sie den Kopf und sah es. Ihr Gesicht bedeckte sich mit dunkler Blut. Ihre kaltblauen Augen flammten, und auf dem Grunde dieser Augen stand etwas, das ihn erschreckte, ganz wie und kraftlos machte. Eine so wilde, heiße, schmerzliche begehrende Leidenschaft — eine Leidenschaft, die den Mann in ihm suchte — die vielleicht gerade erst hervorgerufen war und Nahrung gefunden hatte an der Verhüllung seiner Sünde.

Einen Moment nur. Dann war Sie wieder die spröde, kühle, korrekte Sittenrichterin.

„Sie können lachen?“ rief sie vorwurfsvoll. „Bereuen Sie's denn nicht wenigstens?“

„Bereuen?“ wiederholte er langsam. „Gnädiges Fräulein, ich bin genug gestraft.“

Sie atmete tief, stand eine Weile nachdenklich. „Herr Doktor, eine Frage. Sind Sie kirchlich getraut?“

„Nein,“ sagte er mit einem Anflug von Sarkasmus. „Und das Kind ist nicht getauft?“

Er schüttelte den Kopf. Es wurde so still, daß er sie atmen, mit sich ringen hörte.

Auf einmal trat sie dicht an ihn heran, streckte ihm die Hand hin und sog sich mit ihren heißen, fliehenden Augen, in denen es flackerte von fanatischer Leidenschaft, förmlich fest an den seinen.

„Sie müssen mir's versprechen,“ murmelte sie. „Die Seele dieses Kindes wenigstens soll unserm heiligen Glauben nicht verloren gehen.“

Er nickte. Die Frage war ihm unter allen seinen Sorgen noch gar nicht in den Sinn gekommen. Aber warum nicht? Die Unterlassung hätte ihm zum Vorwurf gemacht werden können. Er reichte ihr die Hand.

„Gewiß, gnädiges Fräulein,“ sagte er fest. „Es war längst der heimliche Wunsch meiner Frau —“

Sie zuckte zurück, als hätte er sie geschlagen. Ein eisiger Zug, voll Haß und Verachtung, löschte alle Wärme aus ihrem Gesicht. „Bitte — davon nichts,“ murmelte sie hochmütig.

„Warum nicht?“ fragte er heftig. „Glauben Sie etwa, mein Fräulein, daß meine Frau Ihrer Achtung nicht würdig ist?“

Sie warf den Kopf zurück. Kalter Haß sprühte ihr aus den Augen. „Nein!“ brachte sie mühsam hervor, stummlos vor zitternder Erregung und doch voll unerbittlicher Härte, „einem Manne könnt ich vielleicht verzeihen, einer Frau — nie.“

Und nun ging's bergab. In überstürzter Hast, als sei ihm die lange Reihe schöner Tage leid, kam der Herbst und räumte in ein paar Sturmnächten mit allem Freundlichen, Warmen, Wohlthuenden in der Welt auf.

Der Pfad zwischen den Hecken wurde unwegsam, und das hohe, dicke Gras wucherte so giftig-grün weiter in der Nässe, als stände es auf Sumpfboden. Statt der Sommerblumen hatten sich strohende, buntfarbige Pilze dazwischen angefiedelt, deren schwammiges Gewebe so schnell verfiel, wie es emporgeschossen war. Und statt des glänzenden Blättergestrüpps, das eine undurchdringliche Schutzwehr gegen neugierige Blicke gebildet hatte, ließen die nackten Weißdornzweige jetzt ungehindert alle Armjeligkeit und alles die Verborgenheit Suchende ans Licht treten.

Aber damit hatte es für Richard Volkmar und seine Familie nun keine Gefahr mehr. Das Geheimnis, das sie hatten hüten wollen, war hinausgeschleudert, tropfenweis, unmerklich und doch so mannschaftsam, wie ein See sich durch den Spalt des geborstenen Damms den Weg bahnt. Sie fragten nunmehr auch nicht mehr danach, wer es wisse oder nicht, wie viele es wußten. Sie nahmens und trugens, so gut sich's tragen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Das kleine, bedeutungslose Landstädtchen war seit einigen Tagen durch ein Lokalereignis in Aufregung versetzt worden. Es hatte sich in dem Orte ein Buch- und Papierhändler niedergelassen. Nicht deswegen war das Ereignis so aufregend, weil die Bevölkerung mit der Litteratur sich auf Kriegsfuß befunden hätte, sondern um der Begleitumstände willen, die mit der Sache verbunden waren. Die litterarischen Neigungen der ehrbaren Bevölkerung waren nämlich bisher durch den Amts- und Kreisblatt-Verleger, der mit seiner Zeitung einen Buch- und Papierhandel sowie eine Leihbibliothek verbunden hatte, ausreichend befriedigt worden. Der hatte sich bereits über die Konkurrenz bei der löblichen Behörde beschwert, aber es war nichts gegen den Eindringling zu machen. Alles was man thun konnte, war, daß der Schullehrer den Kindern drohen mußte, jedes Schulbuch, jeden Bleistift, Feder oder Griffel zurückzugeben, die nicht in der Kreisblatt-Buchhandlung gekauft seien, weil nur dies die allein richtigen Unterrichtsgegenstände wären. Was den neuen Litteraturverbreiter aber besonders gefährlich machte, war die Thatsache, daß in seinem Schaustafen socialistische Broschüren aller Art auslagen. Einen solchen Monstren hatte man also im Ort! Wer konnte wissen, ob nicht eines Tages ein Bombenattentat, eine gefährliche Aufreizung der friedlichen Bevölkerung, destruktive Tendenzen . . . kurz, der Bürgermeister hatte Anordnung gegeben, ein scharfes Auge auf den Eindringling zu haben.

Stand da der Stadtpolizist inmitten der Gasse und hatte Obacht auf den neuen Buch- und Papierladen, als plötzlich der neue Händler unter der niedrigen Thür hervorgehoben kam, schürmgerade auf die beim Bahngelände liegende Post zu. Aber wie es in kleinen Städten so Sitte, hatte die Post Mittagspause und wurde erst um zwei Uhr wieder geöffnet. Der aufgeregte Mann rüttelte an der verschlossenen Thüre und der Stadtpolizist verfolgte dieses Thum mit mißbilligenden Blicken. Der Mann war ein Unstürzler, denn ein ordnungsliebender Bürger rüttelte nicht also an einer verschlossenen deutschen Reichspostanstalts-thüre, die doch sozusagen amtlich war. Der Buchhändler schnauzte eine Weile vor der Postanstalt herum, da aber niemand geneigt schien, ihm zu öffnen, ramte er in den Bahnhof in dem eben der Mittagszug einlief. Fünf Minuten darauf, fuhr er mit den Juge ab.

Dies alles hatte der Herr Stadtpolizist genau beobachtet und sich seine eignen Gedanken darüber gemacht. Da ging etwas vor! Mittlerweile ward es zwei Uhr. Die Post wurde geöffnet und nach einiger Zeit kam der Posthilfsbote mit einem Paket über die Straße. Der Postbote war des Polizisten Schwager. Er hatte ihm eine abgelagerte Schwester als Frau aufgehängt und die verwandtschaftlichen Beziehungen erleichterten beiden oft den Dienst.

„Schon wieder stramm im Dienst, Schwager?“ frug der Stadtpolizist.

„Wuß ich nich'?“ kam's zurück. „'n Paket für den neuen Buchladen.“

„Aha, schon wieder Unstürzbücher.“

„Nu nee“, machte der Postbote. „Das sind keine Bücher. Da riech' mal.“ Er hielt dem Schwager das Paket unter die Nase.

Der schnupperte. „Hm. Das riecht ganz komisch. So'n scharfer Geruch. Bald wie von 'ner Säure.“

„Aee, küßig is' s nich'. Wenn man's schmeißt, so kolkert's.“ Er hob das Paket hin und her und wirklich, drinnen kolkerte es.

Der Polizist zerbrach sich den Kopf. „Hm. Aus der Großstadt kommt's. Bücher sind's nich', s riecht scharf und wenn man's schmeißt, so kolkert's . . . komisch, ganz komisch.“

Der Postbote ging in den Buchladen, um das Paket abzuliefern. Im gleichen Augenblick sah der Polizist den Stadt-Wachmeister um die Ecke biegen. Er verflucht! Der hatte ihm am Morgen verschiedene Aufträge gegeben, von denen noch keiner ausgeführt war. Also mußte ein wichtiger Abhaltungsgrund entdeckt werden. Er nahm Stellung und meldete dem Wachmeister: Leider durch „angestrengten Beobachtungsdienst“ verhindert gewesen. . . . Der neue Buchhändler sei aufgeregter zur Post gestürzt, dann mit der Bahn weggefahren; in seiner Abwesenheit sei ein Paket angekommen usw.

Der Stadt-Wachmeister runzelte die Stirn, befah sich den Laden erst von links, dann von rechts, machte unchlüssig ein paar Schritte auf die Hausthüre zu, wandte sich aber dann ab und ging im Sturmschritt auf die Bürgermeisterei. Dort meldete er dem Polizeisekretär: Der neue Buchhändler ist in höchlichst aufgeregter Verfassung an der verschlossenen Postthüre rüttelnd gesehen worden, ist dann auf die Bahn gestürzt und mit dem Mittagszuge davongefahren. Derweilen ist ein Paket angekommen, welches nach Säure riecht, keine Bücher enthält und bei Bewegung kolkert. Die Sache ist durch die Begleitumstände verdächtig.

Der Polizeisekretär rannte sofort zum Bürgermeister und erstattete eine Meldung des Inhalts: Der im scharfen Verdachte unstürzlerischer Bestrebungen scheinende neue Buchhändler ist heute mittag 1 Uhr 25 Minuten polizeilich beobachtet worden, wie er in höchster Aufregung verflucht hat, durch Mitleiden die Postanstalts-thür zu erzittern. Er hat sich, als ihm dies mißlungen, eiligen Laufes zur Bahn begeben, hat sich im Zuge eines Plazes bemächtigt und sich nach der nahe gelegenen Großstadt entfernt. In seiner Abwesenheit ist eine umfangreiche verdächtige Sendung eingetroffen, welche einen scharfen Säuregeruch ausströmt. 11 d ei

mechanischen Gegenstand enthält, der bei der geringsten Reizung oder Hebung in rotierende Bewegung gerät. Die verdächtige Sendung befindet sich bereits im Hause des Buchhändlers, die Straßenpolizei hält das Haus umzingelt und erwartet weitere Befehle.

Der Bürgermeister wurde erst blaß, dann rot. Er stand auf und stampfte mit schweren Schritten durch seine Amtsstube. Nach längerer Zeit hatte er einen Entschluß gefaßt.

„Herr Sekretär, wir wollen nicht sofort zum äußersten greifen und etwa Militär requirieren lassen. Vermeiden wir alles Aufsehen. Ersuchen Sie sofort telegraphisch das Landratsamt um Gendarmerie. Sie selbst machen sich bereit, sofort mitzugehen und die Sendung zu beschlagnahmen.“

Mit dem Spätnachmittagzuge kam der „neue Buchhändler“ wieder nach Hause. Er ging in seiner hastigen Art über die Straße hinüber, als er inmitten derselben noch genau so wie am Mittag den Stadtpolizisten stehen sah.

„Au aber . . . Sie da, Sie stehen doch noch immer da?“

„Das wer' ich doch noch dürfen?“

„Das schon, aber mir is' s lieber, wenn mir die Polizei meine Bücher abläuft, anstatt die Titel auswendig zu lernen.“

„Das geht Sie gar nichts an.“

„So sagen Sie mir wenigstens, ob die Post 'u Paket gebracht hat?“

„Das hat se. Geh'n Sie nur 'mal rein.“

Der Buchhändler trat trotzend in seinen Laden. Aber noch war die Thüre nicht im Schloß, als im Laden Besuch erschien. Der Bürgermeister, der Polizeisekretär, der Stadtwachtmeister und der Stadtpolizist traten drohend ein.

Mitten auf dem Ladentisch lag das ominöse Paket.

Der Bürgermeister hatte es kaum erblickt, als sich alsobald seine beiden Hände darauf legten und seine Donnerstimme den Händler anrief: „Was ist das?“

Der kleine, ewig aufgeregte Mann war einen Augenblick verblüht. Dann kreischte er: „Das geht Sie gar nichts an!“

„Oho! Das wollen wir doch 'mal sehen. Diese Sendung, so sind wir benachrichtigt, soll gefährlichen Inhalts sein, und ich verlange ihre Eröffnung in meiner Gegenwart.“

„Darauf laß ich mich nicht ein!“

„Sie werden gar nicht gefragt. Stadtwachtmeister öffnen Sie die Sendung.“

„Ich protestiere!“ schrie der Buchhändler.

„Sie haben den Mund zu halten!“ donnerte der Bürgermeister.

„Bei der ersten Widerseßlichkeit lasse ich Sie fesseln!“

Der Stadtwachtmeister hatte bereits mit dem Messer die Schnüre zerschneiden und öffnete mit großer Vorsicht den Umschlag. Eine Pappschachtel war darin. Kunglisch hob er den Dedel und vor den Augen der Versammelten lagen — sechs Blutwürste.

Der Buchhändler brach in ein schallendes Gelächter aus. Der Bürgermeister aber, der förmlich zurückgeprallt war, stotterte: „Ich dachte . . . Sie befaßen sich bloß mit Litteratur?“

„Ich wollte es 'mal mit Viktualien versuchen,“ höhnte der Buchhändler. „Vielleicht nehmen Sie 'ne Probe mit, für den Beamtenverein.“

Kleines feuilleton.

ss. Fische in Vulkanen. Gelegentlich der vulkanischen Ereignisse in West-Indien kam auch die sonderbare Meldung nach Europa, daß auf der Insel St. Vincent aus dem Krater zahlreiche tote Fische ausgekipen worden wären, die auf der Leseite des Vulkans niedergefallen. Auf Martinique wurde ähnliches nicht beobachtet. Die Sache klingt wenig glaublich, und doch ist sie gar nicht einmal neu. Die Forscher, die in den vulkanischen Gebieten der Erde gereist sind, haben schon vor langer Zeit dergleichen berichtet, namentlich Alexander von Humboldt und Agassiz von den Vulkanen Südamerikas. Es scheint also erwiesen zu sein, daß durch die Erdbewegungen, die den Ausbrüchen der Vulkane vorausgehen und die ganzen Gebirgsmassen erschüttern, unterirdische Schlämme aufbrechen und Wasser, Schlamm und daneben auch Fische ausspeien. Girardin hat für die sonderbare Thatsache eine Erklärung geliefert. In der Frist zwischen zwei aufeinander folgenden Eruptionen, die oft über ein Jahrhundert währt, schießt sich der Krater, und sein Boden verwandelt sich bald in eine eigentliche Ebene. Mit der Zeit sammelt sich darin ein See, namentlich wenn, wie es im Gegenlag zu den europäischen Vulkanen bei den südamerikanischen der Fall ist, die Krater nicht in einzelnen Bergen, sondern in großen Gebirgen gelegen sind, wo das Wasser von allen Seiten zusammenfließt. Das Wasser kann dann nicht nur oberflächlich in den Krater abfließen, sondern auch durch unterirdische Kanäle aus den höheren Teilen des Gebirges herzufließen. Durch solche Kanäle können auch Fische in den neuen Kratersee gelangen. Wird nun der Vulkan nach einer Reihe von Jahren wieder thätig, so schlendert die Gewalt des Ausbruchs nicht nur das Wasser des Sees, sondern auch seine Bewohner in die Höhe. Die von den amerikanischen Vulkanen ausgehenden Fische gehören denselben Arten an, wie sie sich in den Bächen am Fuß der Berge finden. Im allgemeinen gehören die Fische der Familie der Welse an, aber einer kleinen Art. Sie kommen auch aus den arktischen Brunnen herauf, wodurch ihr Vorkommen in unterirdischen Kanälen erwiesen ist. Daß die unter-

irdischen Gewässer eine Fischbevölkerung haben können, weiß man auch nach den Erfahrungen an den Brunnen in den Oasen Nord-Afrikas. Die „vulkanischen“ Fische Süd-Amerikas werden von den Eingeborenen Bromadillas genannt. Aus früheren Zeiten sind mehrere Beispiele solcher Fischregen bekannt. Bei einem Ausbruch des Garguaraho, eines südamerikanischen Vulkans von 6000 Meter Höhe, wurden die umgebenden Felder in einen Umkreis von zwei Meilen mit Schlamm und Fischen bedeckt. Auch der Cotopaxi hat ähnliches verübt, ferner die Vulkane Zimbaburu, Tangurafua und Sangay. Die Bevölkerung hat in einigen dieser Fälle berichtet, daß die Fische noch lebend den Abhang des Berges herabgekommen seien. Sicher ist jedenfalls, daß bei den Ausbrüchen des Cotopaxi die herausgeschleuderten Fische nur wenig entsetzt waren. Leider liegen genauere wissenschaftliche Beobachtungen nicht vor, weil ein heftiger Vulkanausbruch die Bewohner der Gegend in eine zu heftige Aufregung zu versetzen pflegt, als daß sie sich viel um dies vulkanische Manua kümmern sollten. —

Litterarisches.

dg. Manuel Schnizer: „Der Liebesbrief meiner Köchin, eine Geschichte aus enger Welt.“ Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. — Die bürgerliche Kritik hat gesprochen: Ein lustiges Buch, ein humoristisches Buch, ein Buch angenehm zu lesen, wenn man nach einem guten Mittagessen mit einer guten Cigarette in der Sofaed- sitzt. Das Buch enthält aber doch noch mehr, viel mehr. Diese „Geschichte aus enger Welt“, ist die Geschichte einer ganzen Volksklasse, die Geschichte von dem „Auch-Menschen“ des armen in Unterdrückung und Unwissenheit dahin vegetierenden polnischen Dienstmädchens. Wie in dieser Stanislava Giesle, dieser Polin mit dem Kalmüdengeßicht und dem mürrischen müßigen Wesen, ein „Mensch“ lebt, wie dieser Mensch denkt und empfindet, wie er leidet und liebt, wie er aus stummem Dahinvegetieren zu beinahe poetischer Empfindung heranwächst, das ist vom Dichter mit rührender Innigkeit und lachendem Humor geschildert. Der Schnizers Buch mit Verständnis liest, wird mehr darin finden als die Unterhaltung einer müßigen Stunde. —

Theater.

Neues Theater. „Yvette“, Schauspiel in vier Akten von Pierre Berton. Das Stück ist nach Maupassants berühmter Novelle gearbeitet, vom Standpunkt des Bühnenhandwerks betrachtet mit zweifellosem Geschid. Freilich wie enge Herr Berton in das Scenengefolge und in dem Dialog sich an die Erzählung anschließt, der Maupassantische Geist ist gründlich ausgetrieben. Nicht aus plumpem Unverständnis, sondern weil das Feinste, das Eigenartigste und Beste, gipfelnd in der überraschenden Schlussscene, die allem andern erst die rechte Farbe und Stimmung giebt, bühnenmäßig überhaupt nicht zu reproduzieren war. Die leise Ironie, die sich bei Maupassant durch die ganze Schilderung, durch all die rührenden und ergreifenden Scenen hindurch zieht, ist in dem Bertonischen Stücke ausgelöscht; die Psychologie dieses so außerordentlich komplizierten Personens mit den seltsam springenden Launen auf eine vergeblichste sinnlose Formel reduziert. Die Yvette des Schauspiels wird, nachdem sie, durch das brutale Wort ihres Verehrers aus den Illusionen gerissen, Schritt für Schritt die schmälliche Wahrheit über das Haus ihrer Mutter entdeckt, einfach zur sentimental Heroine Dumas'schen Stils. Sie will sterben, wie man eben auf dem Theater sterben zu wollen pflegt. All' die romantischen Grillen, die jugendlichen Eitelkeiten, die feinen Seelenmüancen, die bei Maupassant in ihren Selbstmordgedanken mit hinein spielen, ihm erst die individuelle Lebensprägung verleihen, sind wie ein überflüssiges Beiwerk mit grober Schere abgeschnitten. Aber was hätte man auch auf dem Theater damit viel anfangen sollen, da die Hauptsache, der tragikomische Umschwung, den diese Jüge furchtbar vorbereiten, der Bühne sich schlechthin entzog! Der seltsame Rausch, in den das eingeatmete Chloroform die richtige Yvette versetzt, die Seelenwandlung bei den Traumbildern, das Erwachen der derb-gewissenlosen Lebenslust, die listige Stottererie, als die Mutter und die Freunde geangstigt in ihr Zimmer dringen, all dies ganze Innerliche ist schlechterdings nur zu erzählen, nicht sinnlich im Theater darstellbar. Fällt dieses Mittelglied, dann kann aber auch die aus der Betäubung erwachende Yvette nicht wie bei Maupassant den eleganten Nichtsnug Servigny als ihren Liebhaber innarnen. Die physiologische Pointe der Novelle wäre unverständlich und verkehrt. Es bleibt dann eben nur der sinnlose Theaterschlus, zu dem der Bearbeiter seine Zusucht genommen, daß Servigny, gerührt durch solche Tiefe des Gefühls, Yvettes Hand begehrt. Der Sinn der Novelle ist so in sein direktes Gegenteil verkehrt: die Krise, durch die das reine Mädchen in die Abenteuerbahnen ihrer Mutter einlenkt, wird zur „rettenden“ Katastrophe. Es ist denaturierter Maupassant, als bloßes Theaterstück, wie schon gesagt, nicht übel, nur darf man an das Urbild nicht zurückdenken.

Die Aufführung, die eine Reihe stimmungsvoller Bühnenbilder brachte, — vor allem gelangen die unteren Sonntagsszenen an der Fähr- — wurde stark applandiert. Die Yvette, selbstverständlich dieses Stückes, nicht die Maupassantische, fand durch Fräulein B e n d t eine sehr gelungene Darstellung. Gut wer auch der Servigny des Herrn P a u l. Die andern Rollen blieben ziemlich schmerzhaft. —

—dt.

Kunstgewerbe.

h. Ausstellung einer Gesamtanlage moderner Wohnräume bei Wertheim. Die Hauptmängel der neuen kunstgewerblichen Bewegung lagen bisher weniger in den Leistungen, wie in der Unzulänglichkeit des Apparates; künstlerisch war ein Wettbewerb mit Früherem möglich und er fiel meist zu Gunsten des Neuen aus, aber auf dem Markte erlitt es Schlappe über Schlappe. Einzig darum, weil das Groß-Unternehmertum, das im alten Fahrwasser gut labierte, sich fast ausnahmslos den Aufgaben fernhielt, und wo es sich mit ihnen befahte, es geschickt verstand, aus der Haut der Künstler, wie des Publikums, Niemen zu schneiden. Eine Reihe von Künstlern, Edmann, Christiansen, Behrens, Leistikow, Theodora Onasch, Margarethe Brauchitsch, Pantof u. s. f. wurden z. B. zum Entwerfen von Tapeten herangezogen; und trotzdem die Künstler kaum vielmehr als die angestellten Zeichner für ihre Entwürfe bekamen, (so schreibt wenigstens Leistikow), trotzdem die Tapeten mit den wenigen Farben und einfachen Mustern billig und mit geringerer Schwierigkeit, als die alten Entwürfe der Zeichner herzustellen sind, werden sie doch so lächerlich teuer auf dem Markte geworfen, daß sie den schlechten geschmacklosen Erzeugnissen der Tapetenbranche keineswegs den Boden abgraben. Wohl aber fürzt sich ein ganzes Heer billiger arbeitender Imitatoren auf diese Vorwürfe, Muster und Farbengeltungen und ahmt nach, übertrifft, travestiert und setzt eine im Grunde einfache und gesunde Bewegung durch Mißverständnisse aller Art in Mißcredit. Am schlimmsten jedoch sind die verderbenden Wirkungen der fälschlich nachgeahmten Moderne in der Möbelbranche zu Tage getreten. Was man hier uns alles als modern, als Secession und Jugendstil, englisch, van de Velde — als Sammelname — zeigt, verdreht, gewunden, mit Seerosen, feuertönen, Schlingelinien, verschörkelten Beschlägen, ist schädlicher denn der aufgeputzte Abzählungsstil, der wenigstens etwas von sich hermacht. Aber wie konnten einfache, sachgemäße künstlerische Möbel dagegen aufkommen, wurden sie doch absichtlich unmöglich als Kunst hergestellt, machte sich der Entwurf des Künstlers schon beim ersten Stüd bezahlt, und waren sie somit nur den Reichsten zugänglich. Die Preise der „vereinigten Werkstätten“ in München z. B. erklärten schon den Mißerfolg des Unternehmens. Und doch hat gerade das moderne Kunstgewerbe in seinem Streben nach einfachen Formen bei der Betonung des Kunstwertes, bei seiner Liebe zur Materialwirkung, welche an Stelle der Ornamente tritt, alle Vorbedingungen, um in den Händen des Großbetriebs auf dem Markte zu bestehen. Und wir müssen uns heute schon darüber klar sein, daß das moderne Kunstgewerbe vielleicht in Ausübung eine Modische sein mag, in Tendenzen und Grundzügen aber eine gesunde, zukunftsfähige Bewegung darstellt, und daß es sich mit seinen Forderungen nicht einzig an eine bevorzugte Gruppe, sondern an alle Schichten der Bevölkerung wendet, verfolgt doch alle große Reformatoren des Kunstgewerbes, so die Engländer Ruskin, Morris, Crane, der Belgier van de Velde offenkundig mit ihrem Schaffen und Wirken sociale Tendenzen. Wir brauchen nur einen Blick in ihre Schriften zu werfen, um das bestätigt zu finden. So hat auch diese Ausstellung bei Wertheim eine sociale Bedeutung, denn sie ist der erste, jaghafte Schritt zu einer Verwirklichung oft ausgesprochener Wünsche und Hoffnungen. Wir sehen dort Möbel-Einrichtungen nach Entwürfen namhafter Künstler, bei denen sich die Kosten des Entwurfs erst beim so und so vielen Verkauf bezahlt machen. Die gebotenen Räume halten sich von jeden Uebertreibungen fern, sind in den Farben auf ruhige Wirkungen abgestimmt und in den einzelnen Stücken ist den Ansprüchen des Gebrauchs und der Bequemlichkeit Rechnung getragen; oft mit einem gewissen Raffinement ist man auf günstige Sitzgelegenheiten bedacht gewesen, hat jeden Raum eines Wirtensmöbels nutzbar gemacht; besonders Peter Behrens ist solch ein Gourmet der praktischen Bequemlichkeit. Einzig das von Endell entworfene Speisezimmer fällt durch manirierte, wenn auch nicht geschmacklose Färbung — nur könnte man nicht darin ständig wohnen — und durch unpraktische Stimmstühle mit unruhiger Ornamentierung auf; es ist schier eine Unmöglichkeit etwas aus dem Buffet herauszulangen. Sonst seien noch das Kinderzimmer von Arno Körnig, nicht wegen besonderer Schönheit, sondern wegen einer Reihe hübscher Gedanken und das Schlafzimmer des Münchener Paul Trost herausgehoben. Das letztere ist bis auf die farbige Verkleidung über dem Waschtisch einheillich und von kräftiger, ansprechender Einfachheit. Der Salon von Baillie W. Scott ist typisch für die schottische kunstgewerbliche Strömung, sehr schlicht, sehr zierlich, von feinem Takt in der Wahl der Farben, in dem Abwägen der Formen, aber er ist hier nicht an der rechten Stelle. Er fordert andere Gestalten, andere Kleidung, eine andere Kaffe. Unserm Empfinden näher stehen die Arbeiten der Tünen Nørgensen und Petersen, die sich an die Tradition des Empire anschließen.

Mit diesem großen Schritt ist etwas, bei weitem nicht alles gethan. Die größte Arbeit bleibt noch. Konkurrenzen für die Ausstellung von Arbeiterwohnungen im modernen Sinne sind schon öfter, so im rheinischen Industriegebiet und in Wien, ausgeschrieben worden, ohne namhafte weitreichende Erfolge zu erzielen; hier würde sich z. B. gleichfalls eine lohnende Aufgabe bieten. Denn der Glaube, daß das moderne Kunstgewerbe einzig für Kommerzianten gedacht sei, ist ein felscher und lag den Schöpfern der Bewegung, wie ihren Hauptvertretern und vor allem den Tendenzen ihres Schaffens durchaus fern. —

Verantwortlicher Redakteur: Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag: Bornärs Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

Gesundheitspflege.

— **Abhärtung und Erkältungen.** Dr. Otto Dornblüth schreibt in der „Frankfurter Zeitung“: Auf der diesjährigen Karlsbader Naturforscher-Versammlung hat in der Abtheilung für Kinderheilkunde Dr. Geber über die sogenannte „Abhärtung“ der Kinder wertvolle Mittheilungen gemacht. Er berichtet über 60 Kinder seiner Klientel, von denen 25 im ersten Lebensjahre, 7 nach dem ersten Lebensjahre und 28 gar nicht systematisch abgehärtet waren. Er unterscheidet zwischen mild abgehärteten (täglich Waschung, kühles Bad oder Abreibung) und streng abgehärteten (kalte Nahrungszugabe oder Kaltwasserprozedur mehr als einmal täglich):

1. Wirkung der Abhärtung auf die Disposition zu Erkältungskrankheiten: von den nicht abgehärteten waren 31 Proz., von den mild abgehärteten 38 Proz., von den streng abgehärteten 62 Proz. ausgesprochen empfänglich für Erkältungen. Von streng abgehärteten Säuglingen waren 73 Proz. empfänglich.

2. Wirkung auf das Nervensystem. Bei milder Abhärtung dreimal günstige und viermal ungünstige, bei strenger Abhärtung viermal günstige und achtmal ungünstige Wirkung.

3. Wirkung auf die Psyche. Von 15 abgehärteten über zwei Jahre waren 7 abnorm reizbar, nervöse Kinder; unter den nicht abgehärteten trar keines übertrieben lebhaft oder abnorm reizbar.

4. Einfluß auf den allgemeinen Gesundheitszustand und die allgemeine Krankheitsdisposition. Von den nicht abgehärteten blieben 53 Proz. im ersten Lebensjahre vollkommen gesund, von den mild abgehärteten ebenfalls 53 Proz., von den streng abgehärteten entwickelten sich nur 19 Proz. als gesunde Kinder, 66 Proz. machten schwere Erkrankungen durch und blieben träge Sorgenkinder.

5. Adenoide Vegetationen (Wucherungen der Rachenmandel) fanden sich bei nicht abgehärteten in 20 Proz., bei mild abgehärteten in 30 Proz., bei streng abgehärteten in 40 Proz. der Fälle.

Ferner fanden sich als Folge übertriebener Abhärtung seltene Miltarmut, Erkrankungen des Gesamterverdenssystems wie Neurasthenie, Appetitlosigkeit, nächtliches Schreien, physische Reizbarkeit, Veränderung des Charakters usw. Ferner führte die übertriebene Abhärtung zu chronischen Darmkrankungen und bewirkte schweren Verlauf zufälliger Krankheiten. Die thaisächlichen Angaben, die dem Bericht der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ entnommen sind, geben eine treffende Illustration zu den Bemühungen gewisser Kreise, die Gesundheit durch gewalttätige Anwendung angeblich naturgemäßer Abhärtungsmethoden fördern zu wollen; anstatt die von den Aerzten gelehrte Schonung, individuelle Behandlung und Kräftigung unter Vermeidung von Verwechslung anzunehmen! —

Humoristisches.

- Auch gut. Weitel Stern: „B. Klasse afzu Posen!“
Kassierer: „Afzu habe ich nicht, nur nach Posen!“
Weitel Stern: „Also geben Se nach Posen, den Unterschied werd' ich mir dort schon ausgleichen!“ —
- Der Kollege. Schauspieler: „Ich begreife nicht, warum mein Kollege Anghmsty immer so gute Kritiken in den Zeitungen bekommt?“
Freund: „Om, vielleicht spieler gut?“
Schauspieler: „Das kam sein; daran hab' ich noch nie gedacht!“ —
- Herausgeholfen. Gast: „Sie, Kellnerin, das Deefsteak riecht ja!“
Kellnerin: „So, so, riechen thut's? . . . Na, san S' froh, daß 's net stinkt!“ —
(„Luftige Blätter.“)

Notizen.

- Die erste Volksvorstellung im Schauspielhause (Kroff) findet am 25. Oktober abends 8 Uhr statt. Gegeben wird „Des Meeres und der Liebe Wellen“. Die Billets kosten 30 Pf. bis 2 M. —
- Ludwig Thomas Komödie „Die Lokalbahn“ wird eine der nächsten Novitäten des kleinen Theaters sein. —
- Das Wiener Burgtheater hat einen Einakter-Cyklus „Zu spät“ von Maria delle Grazia zur Aufführung angenommen. Die einzelnen Stücke heißen: „Mutter“, „Donauwellen“, „Bineta“ und „Sphinx“. —
- 100 000 Frank Lantienmen sind Victorien Sardou für sein Drama „Dante“, das seine Uraufführung im Londoner Irving-Theater erleben wird, von der Direktion dieser Bühne garantiert worden. —